

UMSCHAU

Fromm werden mit Verstand

Dorothee Sölles „Erinnerungen“¹

Über Jahrzehnte polarisierte ihr Name. Er schied Freund und Feind wie der des älteren Heinrich früher, des jüngeren Eugen heute. Heinrich Böll, Mitstreiter im „Politischen Nachtgebet“, wurde ihr väterlicher Freund. Mit Eugen Drewermanns individueller Heilpsychologie hat sie wenig zu tun. Politisches Denken, solidarisches Handeln stehen im Vordergrund. Ihre gesellschaftskritischen Demonstrationen, ihr Votum für die Befreiungstheologie, ihr entschiedener Feminismus haben die protestantischen Kirchenleitungen und die professorale Theologie herausgefordert. Für Katholiken blieb ihre Provokation eher am Rand; sie sprach wiederholt bei Katholikentagen „von unten“. Theologisch hat sie sich von ihrem Lehrer Rudolf Bultmann abgesetzt und von Karl Barths hoher Lehre des absoluten, sehr fernen Gottes distanziert. Die Theologie beider betrachtet sie als individualistisch, nicht konkret verbunden mit dieser Welt. Theologisches Denken in Deutschland ist in ihren Augen viel zu sehr Ausdruck eines sorglos aufgeklärten Bürgertums. Diese intellektuelle Professorentheologie verliert „die Armen“ (erstes und wahres Subjekt der Bibel) aus den Augen, auch Empfindsamkeit und Schmerz, die Nähe zum bekümmerten Leben.

Dorothee Sölle schreibt „Erinnerungen“, keine Autobiographie. Die Kindheit bleibt ausgespart. Die Eltern werden nicht porträtiert. Die Atmosphäre im gebildeten Elternhaus, das Leben mit den Geschwistern wird nicht mitgeteilt. Auch die Beziehungen zu ihren beiden Ehemännern und den eigenen Kindern bleiben am Rand. Sie berichtet, erzählt, ordnet, entdeckt, erklärt die gefundene(n) Linie(n) des Lebens. Nicht der privaten, der öffentlichen Person gilt die Erinnerung. Keine nachträglichen Rechtfertigungen, Beschönigungen, nicht die Herstellung eines idealisierten Selbstbildnisses für die Nachwelt. Sölle schreibt mit Verstand und Herz. Sie erzählt

die Geschichte ihrer Selbstfindung als Dufindung, ihre geistige Entwicklung, ihre Konfrontation, ihre Freunde, ihren Glauben, ihr Engagement, ihre Sympathie mit den Armen, ihre Melancholie, Hoffnung und Schmerz. Nicht die analytische oder bestreitende Theologin spricht. Die auf den Zusammenhang des Lebens bedachte Erzählerin erzählt.

Dorothee Sölle stammt aus dem Kölner Bildungsbürgertum. Gegen Ende der Schulzeit entfernte sie sich schrittweise geistig aus der Familie. Schade, daß wir über den Vater nicht mehr erfahren, als daß er „Vierteljude“ war, was aber die Tochter erst nach Kriegsende erfuhr. Ihre Mutter hat fünf Kinder geboren. Sie war eine Tochter des 19. Jahrhunderts, behielt ein distanziertes Verhältnis zur Kirche. Mit der Formel „Das weiß man nicht“ konnte sie noch in älteren Jahren Religion und Glaube abwehren. Auch die Tochter war als Schülerin der Ansicht, „Christen seien dumm, zurückgeblieben“. Lebhaftes Interesse, ja Faszination am Christentum weckte der Gymnasiastin Dorothee ihre Religionslehrerin Marie Veit, eine Schülerin Bultmanns, deren Frausein ihr den theologischen Lehrstuhl blockierte. Und nun beginnt das Erwachen, die frühe Intellektualisierung der Schülerin. Sie liest im wörtlichen und geistigen Nachkriegshunger Heidegger und Sartre, Bonhoeffer und Paulus, nach der Schule Herbert Marcuse und Freud. Existenzialismus, Aufklärung, die Bibel, ein entinstitutionalisiertes Christentum, Gesellschaftskritik und Psychoanalyse. Eine andere Schülerin hätte sich verschluckt. Nein, sie wollte nicht „hineingehalten sein in das Nichts“, sie suchte Leben und Sinn. Das schwierige Terrain wurde erkundet, auf dem ein bewußt lebender Mensch zu leben hatte.

Zwanzigjährig steckte sie in einer „tiefen Sinn- und Identitätskrise“. Da las sie Kierkegaard, las bei ihm „die Leidenschaft für das Unbedingte“.

Sie lernte bei ihm: „Gottes bedürfen ist des Menschen größte Vollkommenheit“. Und: „Ohne Angsterfahrung und -annahme gibt es keine Menschwerdung.“ Gogarten erklärte ihr die Verbindung von „Freiheit“ und „Frechheit“, einen „freien Mut“ als Ausdruck des Glaubens. Kierkegaard war ein radikaler Christ. „Radikal“ und „radikalisiert“ gehören alsbald zum Grundbestand von Sölles Vokabular. Manchmal können ihre Signalworte aggressiv, zu Schlagworten werden. Dann spricht sie plakativ. Dann findet sie nicht nur einen Feind vor, sie läßt auch ein Feindbild auf.

Politisch erregte die Studentin bald (1950) das Tagebuch der gleichaltrigen Anne Frank, „die exemplarische Geschichte eines der Opfer“. Was hatte man in ihrer Familie gewußt? Was hatte sie selber mitgekriegt? Früh wehrt sie sich gegen „die Verleugnung der Realität“, in der eigenen Familie, dann öffentlich. Ihre späteren politischen Erregungen kennt man, deutsche Widerbewaffnung in den fünfziger, Vietnamkrieg in den sechziger Jahren. Sie wird Pazifistin und Feministin. Nicht um einen größeren Anteil am Kuchen der Männer geht es ihr, sondern um einen „anderen Kuchen“. Nicht in Polit- oder Soziologensprache will sie von „Dritter Welt“ und „Subproletariat“ reden, sondern biblisch, jesuanisch von den „Armen“. Deshalb spricht sie auch nicht von Bewahrung der „Natur“, sondern von Rettung der „Schöpfung“.

Sie bedauert, daß es öffentlich nur eine Sprache der Wissenschaft, der Werbung und der politischen Macht gibt. Die Sprache der Werte und der Gefühle, die Sprache der Religion verkümmert in den „kapitalistischen“ Gesellschaften. Und auch dies ist ein frontales Begriffswort, ohne Unterscheidung, streitbar. Sie hat es von Marx. Nie wollte sie einen Staatsmarxismus, nie eine rigide, totalitäre Erstarrung. Wohl aber will sie einen humanen, ja jesuanischen Sozialismus. Kann man überhaupt, fragt sie gegen Ende, Christ sein ohne Sozialist zu sein? Auch bei diesem Wort denkt man hierzulande sogleich an Parteinaamen, selten an eine „christlich soziale“ Parteinaahme, die etwas anderes wäre als ein eingetragener Parteiname. Sie möchte die Menschen in den westlichen Industriegesellschaften geschützt sehen vor dem „Terror“, kaufen zu müssen, Geld anlegen

zu müssen – und vergessen zu leben. Sie möchte Menschsein und „Mystik“ und Politik zusammenbringen, wie der nicaraguanische Dichterfreund Ernesto Cardenal, der von sich gesagt hat, daß ihn das Evangelium radikalisiert habe. Gegen den marxistischen tschechischen Freund Milan Machovec besteht sie darauf, daß wir dem Leben nur dann einen Sinn geben können, wenn wir vom Sinn „getragen“ sind. Das heißt, ein Gott, der den „Sinn“ garantiert, muß hinzukommen, das ist für den Christen die Botschaft des Jesus aus Nazareth.

Der Christ heute, dem die Sinnmuster in seiner Gesellschaft nicht mehr vorgegeben sind, wird um angestrenzte Bewußtwerdung und klare Entscheidung nicht herumkommen. Für ihre eigene „theologische Biografie“, und wohl auch stellvertretend, unterscheidet Sölle drei verschiedene Phasen von Religion. Erstens die des Dorfes. „In sie wird man hineingeboren, ungefragt. Die meisten von uns erleben sie während der Kindheit. Die Kirche steht im Mittelpunkt des Dorfes, ihre Autorität, ihre Rituale und Sakramente, Normen und ethischen Werte gelten fraglos.“ Es folgt die säkulare Stadt, die sich inzwischen weit über und in die Dörfer ausgebreitet hat. Die säkularisierte Stadt negiert „die Sitten und Bräuche, die Überlieferungen und Lieder des Dorfes“. Der Glaube wird abgewertet, als „Illusion für Zurückgebliebene denunziert“. Religion wird vergessen oder nur mehr Gegenstand der Kritik. „Ich selber“, bekennt Sölle, „bin in diese zweite Phase der Ablösung von ererbter oder erzwungener, verhängter Religion geboren.“ Sie hatte ihr Studium mit Philosophie und alten Sprachen begonnen, um nach fünf Semestern in einer „existentiellen Krise“ bewußt, ausdrücklich und nachdrücklich zum Theologiestudium zu finden. Diese „dritte nachauflärerische Gestalt von Religion genauer zu benennen, ist eine der Aufgaben, die ich mir als theologische Schriftstellerin vorgenommen habe: ohne Nostalgiegefühl für das Dorf, aber auch nicht in der Kälte der großen Städte zu Hause“.

Dorothee Sölle glaubt nicht an politische Neutralität, auch nicht an eine vorpolitische oder nachpolitische Unschuld, die sich bei einigem Zusehen meist als Schläfrigkeit oder Desinteresse erkennen lassen. In den Vereinigten Staaten, wo

sie 1975–1987 einen Lehrstuhl für Systematische Theologie am Union Theological Seminary in New York innehatte, begegnete ihr nicht nur ein vitaleres, persönlicheres Interesse an Theologie, sondern auch eine andere Zuversicht. Sie bedauert dieses „unsicher gewordene Christentum in Deutschland“, das auch an seiner eigenen Unentschiedenheit leidet. Drüben gibt es „fast eine Identität von gesellschaftlicher Lebensweise und Religion“. Man nennt das „civil religion“. Sie muß sich weniger rechtfertigen. Öffentlich wurde sie fast nur von Professoren bestritten, die während des Vietnamkriegs „Christus gegen diese Kultur“ zu mobilisieren suchten. Drüben wurde sie oft gefragt: „Was hat dich radikalisiert?“ Dann konnte sie nicht mit einer (dort hochgeschätzten) „Erweckung“ aufwarten, nicht mit dem erleuchteten Augenblick. Dann mußte sie den bewußten Weg ihrer Lebensgeschichte erzählen. Aber die Offenheit für Religion, für politische und gesellschaftliche Fragen, für das persönliche Beteiligtsein empfand sie als Freiraum und als schöpferisches Element. Nicht diese müde Resignation, nicht dieses Ressentiment, diese fortgesetzte Klagehaltung, freilich auch nicht – das muß der Leser gerechterweise hinzufügen – diese Last der Auseinandersetzung mit Vergangenheit, Schuld, Verantwortung wie in Deutschland. „Das Gefühl, daß das Leben wert ist, gelebt zu werden, daß man es auch loben, ja preisen soll, ging mir erst in Amerika richtig auf.“

Von den persönlichen Konfliktsituationen berichtet Sölle in diesen „Erinnerungen“ wenig, und wenn, meist nur in allgemeinen Worten. Einmal, zweimal gibt sie den konkreten Schmerz preis, wenn sie mitteilt, daß eine Tochter auf die Frage, was sie werden will, wütend antwortet „nur Mutter“, wenn die jüngste Tochter sich nicht mehr konfirmieren ließ. Ja, sie lebte und arbeitete viel außerhalb ihrer Familie. Die lebenspendende und konfliktbeladene Zelle der Familie, aus der sie kommt und der Familie(n), die sie gründete, kommt in den Erinnerungen kaum vor. Sie zeigt öffentliche, grundsätzliche Konflikte. Sie gibt die eigene Familie weder als jesuanisches noch als Konfliktmodell preis. Diese Ganzheit der Erinnerungen war nicht anvisiert, wohl auch nicht darstellbar. Da bleiben unbeleuchtete Räume, Wohnungen.

Man weiß, daß die schriftstellerische und persönliche Begegnung mit Ernesto Cardenal sie nicht nur in ihrer politischen Vision beeinflusst, sondern auch zu eigenen psalmistischen Versen ermutigt hat. Das wäre ja die Utopie, die intellektuelle, aufgeklärte und die jesuanische Versöhnung, diese Vereinigung von „Poesie, Religion, Politik“, die Gefühl, Glaube, Verstand und Tun freisetzt und verbindet. Allerdings meint Dorothee Sölle – vielleicht würde sie das nicht gern zugeben – mehr eine rhetorische, eine verfügbare, eine instrumental einsetzbare Poesie. Die ganz Großen, ob Kafka, ob Celan, ob Beckett, ob Thomas Bernhard, passen nicht in dieses Muster, nicht einmal Brecht dort, wo er am stärksten poetisch war. Jetzt, nachdem gestritten ist und nicht nur Vietnam und Mutlangen vorbei sind, fordert das Alter eine ruhigere Sicht von „fromm“ sein. Ja, sie gebraucht dieses Wort. (Anmerkung: Über den Zerfall des sowjetischen Imperiums, über die Todeswehen in Jugoslawien konnten wir in diesen Erinnerungen nichts, über die Wehen der deutschen Wiedervereinigung nur wenige Sätze lesen.)

„Vergeßt das Beste nicht“, heißt das letzte Kapitel. Sie selbst sprach das Mahnwort in einem „Märchen für den Deutschlandfunk“ aus, ohne genau zu wissen, was das wäre oder was sie meinte. Jetzt spricht sie es ihren Kindern und wohl auch ihren Lesern zu. „Ich wünsche mir, daß Ihr alle ein bißchen fromm werdet. Vergeßt das Beste nicht! Ich meine damit, daß ihr Gott manchmal lobt“ mit euren Worten, mit dem „Halleluja“ oder dem „großen Om“. Und dann noch Eckart, „sunder-warumbe-Freude“, ohne diesen hartnäckigen deutschen Begründungszwang, weil, und das sagt nun der Rezensent, das Leben gelobt, weil Gott gelobt sein will, weil alles größer ist als unser kontrolliertes Haus, heiße es Eigentum oder menschliche Vernunft.

In ihren Erinnerungen erzählt Dorothee Sölle die Geschichte ihres Lebens als Geschichte des Glaubenlernens, Glaubenverstehens, der Glaubensliebe, Liebe zum Leben. Sie hat viel „Gegenwind“, das heißt Anfechtung, Bestreitung, sogar Diffamierung erfahren. Sie hat mit ihren Freunden selber Gegenwind gesät. Könnte auch Heiliger Geist „Gegenwind“ sein? Was sie am meisten haßt, ist Konformismus und Konsumismus, die

schleichende Ideologie der „Postmoderne“, die Mitleid und Gedächtnis abschafft, privatistisch eine „Single“-Mentalität und „Konsumismus als ästhetische Erfüllung des Menschengeschlechts“ verkündet. Die streitbare Christin Dorothee teilt ihre Verwundbarkeit mit. Ihre Geschichte kann

den jesuanischen Glauben stärken oder klären helfen, im „Gegenwind“ der Autorin, im „Gegenwind“ des Parakleten. *Paul Konrad Kurz*

¹ Sölle, Dorothee: *Gegenwind. Erinnerungen*. Hamburg: Hoffmann und Campe 1995. 320 S. Lw. 36,-.